

Wyss, Eva Lia (2002): Sprache, Subjekt und Identität. Zur Analyse der schriftlichen Genderpraxis am Beispiel von Liebesbriefen aus dem 20. Jahrhundert. In: Faschingbauer, Tamara (Hg.): Neuere Ergebnisse der Empirischen Genderforschung.. Olms (=Germanistische Linguistik Bd. 167-168). S. 176-206.

EVA LIA WYSS

Sprache, Subjekt und Identität

Theorie und Praxis sprachlicher Identität am Beispiel von
Liebesbriefen aus dem 20. Jahrhundert.

Abstract

Sprache nimmt eine zentrale Funktion ein bei der Bildung von Identität. Sprachtheoretisch fundierte Handlungstheorien sind ein Hinweis darauf. Eine Auswahl linguistisch relevanter Sprachtheorien des 20. Jahrhunderts wird auf die Frage nach der sprachlichen Identitätsbildung hin untersucht. Dabei etablieren sich neben Sprechhandlungen, Perspektiven und Empathie auch Name, Stimme, Schrift und Körper als zentrale Momente der Identitätsbildung. Gleichzeitig etabliert sich als Kategorie der Identität auch Gender, im sprachlichen Kontext als Genderkategorien und Genderpraxis. Sprachliche und hier im Speziellen schriftsprachliche Genderpraxis wird anhand einzelner herausragender Phänomene für den Liebesbrief im 20. Jahrhundert beobachtet und dargestellt: die Genderpraxis des Verfassertums und seine stilistischen Ausprägungen, die Differenz in Bezug auf Sprachhandlungen in einzelnen Texten, das ausgewählte Auftreten-Lassen des Körpers und die Verwendung von Kosenamen.

1. Sprache und Subjekt

Im sogenannten Streit um Differenz debattieren Benhabib und Butler zur Frage der Errungenschaften des Feminismus und zur feministischen Theoriebildung.¹ Eine grundlegende und auch erstaunliche Differenz zwischen den beiden Theoretikerinnen kommt dabei zum Vorschein: ihr zwar unterschiedlicher und dennoch auf dieselben Wurzeln, nämlich auf Austin, zurückgehender Handlungs- und Subjektbegriff. Während Benhabib in der Linie von Austin und Habermas (1981) von der Annahme ausgeht, dass das Subjekt als handelnde Person mit einer Intentionalität ausgestattet ist und mit Hilfe dieser Intentionalität wirksame Sprechhandlungen hervorbringt, übernimmt Butler zwar einen Begriff von Austin (1972), denjenigen der Performative, lehnt jedoch dessen theoretische Fundierung ab und folgt darin beispielsweise Derrida (1972). Das Subjekt wird hier gerade nicht als ein mit Intentionalität ausgestattetes Wesen gefasst, sondern als eines, welches sich erst konstituiert qua Sprechakt und gleichzeitig mit Bezug auf Foucault als diskursiv gesetztes. Das Subjekt entsteht somit im Diskurs, sodann durch den Sprechakt, welcher in einer iterativen Kette von Sprechhandlungen steht, auf die er zurück- und voausverweist. Damit steht ein Konzept eines relativ stabilen, auf jeden Fall aber mit Intentionalität ausgestatteten Subjekts, welches sich äußert, beziehungsweise Sprechhandlungen vornimmt, neben einem Subjekt, das relativ flexibel und sprachlich-diskursiv erzeugt ist, das sich in seinen Äußerungen darstellt. Bei aller Differenz wird deutlich, dass diese wichtigen Subjekttheorien an genuin sprachtheoretische Konzepte gebunden sind; Diskurs, Sprache oder Sprechen sind die wesentlichen Medien der Subjektconstitution. Mit der anthropologischen Frage nach dem Subjekt ist ohne Zweifel auch die Frage nach der Identität (eines Subjekts) verbunden.

2. Identität, Rolle, Image, Face

Wenn Identität beim Wort genommen besonders auf die Erfahrung von Kontinuität und Konsistenz anspielt, so ist heutzutage unumstritten, dass Identität sich in der Wechselwirkung von Stabilität und Veränderung zeigt, dass sich über eine Zeitspanne Kontinuität und Diskontinuität zeigen und dass man sich

¹ Vgl. Benhabib/Butler et al. (1993).

in verschiedenen Lebensbereichen mehr oder weniger konsistent oder inkonsistent erfährt. Auch muss sich die (eigene) Innenperspektive nicht mit der Außenperspektive decken, vielmehr sind das selbst erlebte „I“ und von anderen erfahrene „me“ in der Regel verschieden.² Auch das „I“ hat einen sozusagen außenperspektivischen Aspekt, wenn man annehmen muss, dass ein Teil der Identität als „looking-glass self“,³ durch die Spiegelung an anderen zu Stande kommt. Eine ebensolche Wechselwirkung mit einem selbstvergegenwärtigenden Charakter zeigen auch die Konzepte, die als Spiegelung den Dialog, das Gespräch mit dem Gegenüber (wie bei Humboldt) oder das Gegenüber überhaupt (Levinas), welches oder welcher die Position des Erwiderns, des Spiegelns übernimmt, nennen. Identität wird auf diese Weise nicht nur ein Gegenbegriff der Alterität, sondern vielmehr etwas, was sich im Wechselspiel zwischen Eigenem und Fremdem erfährt.

Von Identität hebt sich der vielschichtige Begriff der Rolle ab. ‚Rolle‘ versteht man beispielsweise „als Bündel gesellschaftlicher Verhaltenserwartungen in der Lebenswelt eines Menschen“ und auch die ‚Persönlichkeit‘ eines Menschen kann von der Identität unterschieden werden „als Gesamtheit seiner psychischen Merkmale.“ Haußer (1983: 21).

Ebenso versteht sich, dass für gewisse Situationen gerade im öffentlichen und halböffentlichen Leben, gewiss aber auch im privaten, Maskierungen gebräuchlich oder auch notwendig sind.⁴ Einerseits kann man diese als artifiziell verbrämten Maskierungen abwertend als Image oder gar Image-Pflege bezeichnen, andererseits geht es dabei um soziokulturelle Verhaltensnormierungen, die beispielsweise im Fall einer Verstellung des Verhaltens aus Gründen der Höflichkeit durchaus positiv bewertet werden können: Man verstellt sich, um das eigene Gesicht und dasjenige des Gegenübers zu wahren. Das Konzept des „face“ hat hier Wesentliches zum Verständnis derartiger Verstellungen beigetragen.⁵

² Vgl. James (1890).

³ Vgl. Cooley 1902; vgl. auch Lacans Spiegelstadium.

⁴ Vgl. Goffman (1974).

⁵ Vgl. Brown/Levinson (1987).

3. Sprache und Identität

"Spricht die Seele, so spricht schon, ach, die Seele nicht mehr"; ebenso hört man: die tiefste Antwort des befragten Gewissens sei Schweigen. Wogegen andere ins Feld führen, Sprechen und Menschsein komme auf ein und dasselbe hinaus oder es sei das Medium, die Fassung der Sprache (genauer der Muttersprache), in der allein uns Aussenwelt und Innenwelt gegeben und erschliessbar werden; zum mindesten soll Denken und Sprechen dasselbe, nämlich Logos, und das stumme Denken nur ein unhörbares Sprechen sein. (Bühler 1934, § 2)

Offensichtlich nimmt Sprache eine zentrale Funktion ein bei der Konstitution von Subjektivität und Identität. Bühler verweist zwar auf eine sprachlose Alternative, doch viele andere folgen dezidiert der anderen Fährte. Benveniste formuliert beispielsweise sehr prägnant: „C'est dans et par le langage que l'homme se constitue comme *sujet*; parce que le langage seul fonde en réalité, dans sa réalité qui est celle de l'être, le concept d'ego.“ (Benveniste 1966, S. 259) Wittgenstein räumt der Sprache einen noch weit bedeutenderen Stellenwert ein, indem er sie in den Philosophischen Untersuchungen mit dem Begriff der „Lebensform“ verbindet. Er fasst damit das Subjekt mit seinem Kontext als ein in Sprache gebettetes. Noch stärker durchdringt in Foucaults Analysen die Sprache als Diskurs den Menschen und die Welt schlechthin: der Diskurs ist nicht nur historische Bedingung des Subjekts, sondern die *Condition sine qua non*.

In diesem Sinne soll nun stärker in Richtung einer sprachwissenschaftlichen Fokussierung, die Frage gestellt werden, wie sich Identität oder Subjektivität explizit sprachlich manifestiert. Welche sprachlich-linguistischen Einheiten sind für das Subjekt konstitutionell zentral, welche sind für das persönliche Identifizieren und an der Darstellung des Eigenen relevant und wichtig? Wie zeigt es sich in mündlichen und wie in schriftlichen Texten?⁶

Damit sollen grundlegende und sprachwissenschaftlich relevante sprachtheoretische Konzepte ins Zentrum gestellt werden und durch erkenntnisreiche sprachwissenschaftliche Arbeiten ergänzt dargestellt werden. Ausgewählt

⁶ Mehrere interessante Beiträge zur Thematik der sprachlichen Konstruktion der Identität haben die Herausgeber Schlieben-Lange und Klein in den LiLi-Bänden „Sprache und Subjektivität I und II“ (LiLi 101 und 102) des Jahres 1996 (26. Jg.) zusammengestellt.

wurden für die vorliegende Arbeit Bühler (1934), Jakobson (1960), Cassirer (1964) und Habermas (1981), Sandig (1996) und Kuno/Kaburaki (1977).

Bühler (1934) etabliert im Organonmodell der Sprache die Perspektivierung des Eigenen im Ausdruck, bei welcher die Beziehung zwischen Sender und Zeichen vorherrschend gedacht wird. Der Aspekt des Ausdrucks verweist auf die Veräußerung der Ich-Perspektive, einer inneren Perspektive, die sich nach außen kehrt.

Es ist nicht wahr, dass alles, wofür der Laut ein mediales Phänomen, ein Mittler zwischen Sprecher und Hörer ist, durch den Begriff "die Dinge" oder durch das adäquatere Begriffspaar 'Gegenstände und Sachverhalte' getroffen wird. Sondern das andere ist wahr, dass im Aufbau der Sprechsituation sowohl der Sender als Täter der Tat des Sprechens, der Sender als Subjekt der Sprechhandlung, wie der Empfänger als Angesprochener, der Empfänger als Adressat der Sprechhandlung eigene Positionen innehaben. Sie sind nicht einfach ein Teil dessen, worüber die Mitteilung erfolgt, sondern sie sind die Austauschpartner, und darum letzten Endes ist es möglich, dass das mediale Produkt des Lautes je eine eigene Zeichenrelation zum einen und zum anderen aufweist.

Alsdann manifestiert sich die andere Seite des Individuellen im Bühlerschen Appell als eine Anlehnung des Zeichens an ein anderes Ich („me“) in der Ansprache, der Du-Perspektive, die dann auch notwendigerweise eine Außenperspektive bleiben muss.⁷ Sowohl bei Bühler als auch in späteren Betrachtungen zur Subjektivität wird diese mit der Funktion des Ich-Sagens auf eine spezifische Weise verbunden und enger gefasst: Ausdruck des Eigenen ist das expressive, affektive und evaluative. Bezogen auf das Sprachsystem werden aus dieser Perspektive „Interjektionen und Flüche, Modalisatoren und Intensifikatoren, an Konnotationen reiche Lexeme, bestimmter morphologische Formen, insbesondere Diminutiva sowie – im Bereich der Syntax – Phänomene der Wortstellung und des Satzmodus“ (Drescher/Gülich 1996, 7) untersucht.⁸ Damit setzt sich Subjektivität als Gegenbegriff zur Objektivität, dem Sachbezogenen. Es kann auf diese Weise historisch und theoretisch – entlang den

⁷ Als Analogie wird dem Ausdrucksseitigen das Gedicht beigelegt, dem Appell das Drama.

⁸ Vgl. die Arbeiten von Fries (1996), Caffy/Janney (1994), Sandhöfer-Sixel (1988 u. 1990), für die Gesprächsforschung (Fehler 1990).

Mythen der Objektivität – ein sozusagen subjektives Subjekt von dem philosophischen handelnden Subjekt unterschieden werden.

In Jakobsons (1960, 355) semiotischem Modell der kommunikativen Funktionen⁹ erfährt das Bühlersche Modell eine Erweiterung.¹⁰

Bei Jakobson drückt sich in der expressiven Funktion der sprachliche „I“-Anteil aus. Demgegenüber steht – analog zu Bühlers appellativer Funktion – die konative Sprachfunktion, die im Kommunikationsprozess auf einen „me“-Anteil, nämlich denjenigen des Hörers, Bezug nimmt. Auch hierbei gilt das Dominanzprinzip, welches schon Bühler erwähnt: jede Botschaft kann über mehrere Funktionen (nacheinander oder gleichzeitig) verfügen; doch es dominiert meist eine dieser Funktionen. Damit wird auch bei Jakobson Subjektivität mit Expressivität und Emotionalität verbunden.

Cassirer sieht, dass die Sprache eine Fülle verschiedenster Ausdrucksmittel bietet, das Ich darzustellen:

Die Gestaltung des Ichbegriffs ist daher nicht an das Pronomen gebunden, sondern sie erfolgt ebenso sehr durch andere sprachliche Sphären, wie z.B. durch das Medium des Nomen und durch das Medium des Verbum hindurch. Insbesondere an diesem letzteren können die feinsten Besonderungen und Nuancierungen des Ichgefühls sich ausprägen, da im Verbum die objektive Vorgangsauffassung sich mit der subjektiven Auffassung des Tuns am eigentümlichsten durchdringt, und da in diesem Sinne die Verba sich, nach dem Ausdruck der chinesischen Grammatiker, als die eigentlich »lebenden Wörter« von den Nomen als »toten Wörtern« charakteristisch unterscheiden. (Cassirer 1964, 214-15)

Hier zeigt sich ein Unterschied zu Bühler und Jakobson. Cassirer bringt einen subjektkonstituierenden Handlungsaspekt zur Sprache. Dieser Handlungsaspekt, drückt sich im Lebendigen aus, den Wörter des Tuns den Verba aus.

⁹ Die einzelnen Funktionen sind als Tendenzen zu verstehen, als stärkere Ausprägungen, nicht als einzeln in der Sprache nachweisbar.

¹⁰ Die referentielle Funktion (Bezug zur Welt), die expressive oder emotive Funktion, in welcher der Sender seine Einstellung zum Text darstellt; die konative (appellative) Funktion, die primär an einen Empfänger gerichtet ist; die phatische Funktion, eine sprachliche Form der Herstellung, Aufrechterhaltung oder des Abbruch des Kontakts; die metalinguistische Funktion, in welcher der Bezug zum Text selbst hergestellt wird, und die poetische Funktion, die auf die Botschaft selbst gerichtet ist.

Cassirer bringt dadurch ohne explizite Bezugnahme auf Austin im den Aspekt des Performativen in die Diskussion.

Einen Versuch einer sozusagen logischen Handlungstheorie stellt Austin (1972) in seinen posthum publizierten Vorlesungen „How to do things with words“ vor. Die Vorlesungen bilden die Grundlage der Sprechakttheorie, wie sie u.a. von Searle ausgebaut wurde. Austin führt dabei anhand von Handlungsverben, den performativen Verben, in der 1. Person Sg. (in explizit performativen Sprechakten) vor, wie sprachlich gehandelt wird und zeigt gleichzeitig, dass jeder explizit performative Sprechakt in einen konstativen umformuliert werden kann. Weil nun umgekehrt auch jeder explizit performative Sprechakt, also einer, der in der 1. Person Pl. erfolgt, in eine äquivalente implizite Formulierung umgeformt werden kann, sind äussere Merkmale wie beispielsweise die 1. P. Sg. hinfällig. Jede Äusserung ist ein Sprechakt.

In der Nachfolge von Austin klassifiziert Searle die Sprechakte in fünf Typen – und bringt die subjektive Subjektivität mit ins Spiel. Er unterscheidet Repräsentative¹¹, Direktive¹², Kommissive¹³, Expressive¹⁴, Deklarative¹⁵, in welchen bestimmte Illokutionen vorherrschen.¹⁶ All diese Sprechakte sind Manifestationen eines handelnden Subjekts, da sich das Subjekt qua Theorie als Handelndes bestimmt. Die Expressiva sind jedoch diejenigen, die einen psychischen Zustand ausdrücken; das Psychische wird damit als Manifestation des Eigenen (des Inneren) angesehen.¹⁷

¹¹ Hier geht es um die Wahrheit der ausgedrückten Proposition (Behauptungen, Schlussfolgerungen, Feststellungen).

¹² Der Sprecher versucht den Hörer zu einer bestimmten Handlung zu bringen (Bitte, Frage, Befehl, Aufforderung).

¹³ Der Sprecher verpflichtet sich zu einer bestimmten Folgehandlung (Versprechen, Drohung, Angebot, Ankündigung).

¹⁴ Der Sprecher drückt einen psychischen Zustand aus (Danken, Entschuldigung, Beglückwünschen, Kondolieren).

¹⁵ In Verbindung mit gesellschaftlichen Institutionen werden unmittelbar (durch den Vollzug der Deklaration) soziale Verhältnisse geändert. (Exkommunizierung, Kriegserklärung, Taufe, Heirat, Scheidung, Kündigung, Absolution, Verurteilung)

¹⁶ Wie bei Bühler und Jakobson sind verschiedene Funktionen der Sprechhandlung (Kommunikation) zu verzeichnen, wobei eine in der Regel dominiert. Gleichzeitig besteht jedoch das Problem der Unterdeterminiertheit der Sprache im Allgemeinen und der Sprechakte im Besonderen.

¹⁷ Offensichtlich sind es – wie Fries (1996) ausführt – jedoch neben den Sprechakten auch einzelne Wortarten, Satzarten, die als sprachliche Umsetzung von Emotion angesehen werden müssen.

Auch Habermas hebt in seiner Theorie des kommunikativen Handelns die Expressiva für die Darstellung des Ego hervor, wenn er sie als Mittel der Inszenierung des Ich, als „dramaturgisches Handeln“ bezeichnet. (Habermas, zit. nach Klein/Schlieben-Lange 1996: 2).

Es gibt jedoch einen weiteren Zusammenhang zwischen dem expressiven Gehalt und der Illokution der Sprechhandlung¹⁸:

„Jedem nicht-expressiven Bestandteil kann eine bedeutungsgleiche Intention (im Sprachgebrauch der analytischen Philosophie: eine propositional attitude) zugeordnet werden. So etwa bringt ein Sprecher mit jeder regelrecht ausgeführten konstativen Sprechhandlung eine Meinung oder eine Überzeugung zum Ausdruck; mit jedem regelrecht ausgeführten regulativen Sprechakt ein Verpflichtungsgefühl, jedenfalls eine Einstellung, die einen internen Zusammenhang mit gültigen Normen aufweist. Mit der Behauptung >p< bringt der Sprecher normalerweise zum Ausdruck, daß er >p< glaubt, mit dem Versprechen >q<, dass er sich in Zukunft zu >q< verpflichtet fühlt, mit der Entschuldigung für >r<, dass er >r< bereut usw. [...] So kommt eine Assimilation von Überzeugungen und Verpflichtungsgefühlen an die Struktur von emotionalen Erlebnissen zustande. Erst diese Assimilation erlaubt eine klare Grenzziehung zwischen Innen- und Außenwelt in der Weise, daß die Meinungen dessen, der Tatsachen behauptet, von den Tatsachen selbst, oder daß die Gefühle dessen, der, indem er sich entschuldigt oder bedankt, jemandem kondoliert oder gratuliert, Reue oder Dankbarkeit, Mitleid oder Mitfreude ausspricht, von den entsprechenden Normen unterschieden werden können. (Habermas 1981, Bd. 2, 104)

Dabei ergibt sich – wie Habermas ausführt – eine Asymmetrie, in der Form einer Implikation: es ist zwar möglich von wahrhaftigen Expressionen eines Sprechers auf die nicht-expressiven Sprechhandlungen zu schließen, umgekehrt ist dieser Zusammenhang jedoch nicht herstellbar. Wir wissen zwar, dass wer >p< glaubt, disponiert sein wird, auch zu behaupten, dass >p<, umgekehrt ist es nicht möglich zu wissen, ob jemand der behauptet, dass >p<,

¹⁸ Austin nennt diesen Aspekt im Zusammenhang mit den Glückensbedingungen für Sprechakte und bezeichnet die notwendige Haltung des einzelnen beim Formulieren eines Sprechakts als ‚Ernst meinen‘ und katapultiert jedes Spiel, jede Ironie, jede Lüge aus seinem Konzept hinaus, was u.a. auf die starke Verhaftetheit des Logikers Austin zu formalen Sprachen hinweist. Zu einer Pragmatik, in welcher auch alltagssprachliche Sätze zu regulären Sprechakten werden sollen, gehört das Spiel, die Ironie und die Lüge. Habermas (1981) führt die Möglichkeiten dieser Sprechakt-begleitenden Gefühle und Haltungen aus. Derrida (1972) nimmt die besagte Textstelle Austins als Anlass für eine Dekonstruktion.

dies auch glaubt. Damit hat Habermas im Unterschied zu Austin, der diesen Fall auszuschließen versucht, die Möglichkeit von unaufrichtigen Sprechakten in die Theorie integriert: „Sprecher sind nicht genötigt, zu sagen, was sie meinen.“ (Habermas 1981, Bd. 2 104.)

Somit hat das Personalpronomen der 1. Person gleichzeitig zwei verschiedene Funktionen: in der 1. Person in Verbindung mit der 2. Person tritt einerseits ein Ego in performativer Einstellung einem Alter gegenüber, andererseits äußert sich mit der 1. Person den aus Erlebnissätzen bekannte Sinn, dass „ein Ego als Sprecher in expressiver Einstellung ein Erlebnis äußert.“ (Habermas, 1981: 105) „Diese Doppelbedeutung bleibt unauffällig, weil in konstativen und regulativen Sprechhandlungen die Intentionen des Sprechers nicht explizit ausgedrückt werden. Es ist ungeachtet der Assimilierung von Überzeugungen und Verpflichtungen an emotionale Erlebnisse möglich, weil der Akt der Äußerung per se als Selbstdarstellung, d.h. als ein hinreichender Indikator für die Absicht des Sprechers, ein Erlebnis auszudrücken, zählt.“ (Habermas, 1981: 105)¹⁹ Jeder Sprechakt ist daher ein Akt der Selbstdarstellung. Nur in Fällen ausdrücklicher Emphase werden explizite illokutionsanzeigende (beispielsweise expressive) Bestandteile aufgeführt.

Intentionalität²⁰ verbindet sich somit nicht nur auf vielfältige Weise mit sprachlichen Ausdrücken, sondern auch mit situationalen Einstellungen des Sprechers, der Sprecherin, mit dessen psychischen Modus. Intentionalität wird mit dem Sprechaktmodell daher nicht einzig als Gerichtetheit, sondern durchaus auch als Repräsentation vorgestellt. (Searle 1991, 19).²¹

Einen zentralen Bestandteil der sprachlichen Identitätskonstruktion führt Sandig (1996) aus: die Perspektive. Sie versteht darunter „die Repräsentation (Vorstellung, Darstellung, Konstruktion) von etwas für jemanden von einer gegebenen Position aus.“ Und sie führt aus, „Dabei wird dieses etwas, ein Objekt, eine Person, ein Sachverhalt, ein Ereignis, eine Handlung..., nur in einem oder mehreren seiner Aspekte *für ein Individuum* relevant, nicht als Ganzes, und es wird so für (einen) Adressaten zu einem bestimmten Zweck

¹⁹ Habermas spezifiziert dann: „Nur in Fällen besonderer Emphase wird diese Komponente sprachlich explizit gemacht [...]“ (1981, Bd. 2: 105).

²⁰ Vgl. Searle (1991), Bratman (1999), Preyer/Ulkan/Ulfig (1997).

²¹ Auch Jakobson (1960) gibt in diesem Zusammenhang einen Hinweis auf eine Gradierung der Sprachfunktionen, die teils in Äußerungen deutlich realisiert werden, teils aber auch im Zusammenspiel mit anderen Funktionen relativ undeutlich bleiben.

verbalisiert.“ Diese Perspektiven werden sprachlich explizit gesetzt oder bleiben implizit. Sie unterscheidet: die perspektivierende Person (Perspektivträger), perspektivierten Gegenstand, die Relation zwischen der perspektivierenden Person und dem perspektivierten Gegenstand, eine Eigenperspektive (wenn der Gegenstand eine andere Person ist), eine Fremdperspektive als präsupponierte Eigenperspektive. Zu unterscheiden ist dabei jedoch, ob über eine Eigen- oder Fremdperspektive oder aus einer Eigen- oder Fremdperspektive erzählt oder berichtet wird. Schließlich erwähnt sie eine für Briefe spezifische Perspektive, die Adressatenperspektive, die Schreibende antizipieren, und die Perspektive eines (im Schreiben erwähnten) Dritten. Zentral für die Textanalyse sind denn auch die perspektivierenden Stile und die perspektivierende Bewegung. Die Bewegung der Perspektive im Text ist außerordentlich aufschlussreich für die Bewertung eines referierten Sachverhalts.

Als eine Facette der Perspektivierung kann auch die 1977 von Kuno & Kaburaki in die Diskussion gebrachte Empathie im Text gelten. Die Analyse von Empathie zeigt, dass auf tiefensyntaktischer Ebene die Rolle des Agens meist das Empathiezentrum darstellt. Es ist demnach nicht die syntaktische Oberflächenstruktur (für RezipientInnen) die Verortung der Empathie verändert.

Die großen Abwesenden in dieser Aufstellung sind die zentralen Medien der Identität: die Handschrift, die Stimme, der Name und der Körper.

3.1. Sprache als Schrift, Stimme und Name

Die Handschrift wird wohl im Banne der Saussurschen Ausführungen über das Zeichen den Didaktikern und Graphologen überlassen, die dann aber eine Norm und Bewertung von Schriften im Auge haben mögen, wohl weniger die wohl offensichtliche identitätsstiftende Funktion der Handschrift.²² Die Handschrift ist zwar für die Arbitrarität des Zeichens wenig wesentlich, jedoch für die Identität des Schreibers oder der Schreiberin, da dann vielleicht geprägt durch die Schulschrift, ein fundamentales Selbsterkennungszeichen. Die eigene Handschrift ist zwar vielen anderen ähnlich, dennoch persönlich und es ergibt sich zusammen mit spezifischen Schreibwerkzeugen ein Schriftbild, in

²² Vgl. zur Schrift den OBST Band 56 von Hasert und Ossner (1998) mit dem Titel „Schriften Schreiben“.

längeren geschriebenen Texten zusammen mit der Gestaltung der Zeilen und der Seite ein Bild über die Gestaltung von Briefen, Notizen, Schulaufgaben. Weshalb sollte man sie also ignorieren?

Die menschliche Stimme wird auch kaum phonologisch von Interesse sein, doch in einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Linguistik hat sie als individuelle Stimme einen besonderen Stellenwert, da sie als verlautschlichtete Stimme sowohl am Denken wie am Körper teilhat. Sie ist sowohl immateriell und flüchtig, als auch körperlich fühlbar. Gesprochene Sprache ist für den Körper Geräusch, Ton, d.h. auch Bewegung, in den Ohren beim Hören, sie ist fühlbar als Hauch und Wirbel im Mund und an den Zähnen. Allerdings ist es unmöglich, sie in ihrer Einzigartigkeit in Kategorien einzubinden. Laver (1996) arbeitet eine Reihe von spezifischen Merkmalen der menschlichen Stimmen heraus, die ein erstes Beschreibungsinventar bietet, die Grundbedingung für einen kulturwissenschaftlichen Diskurs über die Stimme.²³

Die identitätsstiftende Funktion des Namens wird wohl kaum angezweifelt. Hingegen steht in strukturalistischer Linguistik sein Zeichencharakter zur Diskussion. Der Name sei ein Kennzeichen ohne Semantik, er hätte die Extension 1 und identifiziere einzig eine Person. Gleichzeitig sind selbst gewählte oder von anderen erhaltene Namen im sozialen Austausch zentrale Elemente der Sprache, man findet sie in vielfältigen Ausprägungen in der alltäglichen Begrüßung, in schriftlichen Anreden, in vokativischer Verwendung in Texten, als Nickname, Kosenamen, Spitznamen oder als Unterschrift. Und die Unterschrift ist nicht zuletzt ein herausragendes Stück Schrift, in welchem die Person mitunter mit theatralischer Verve das eigene Ego darstellt.

Sowohl Name, wie Stimme, und Schrift bzw. Unterschrift sind zwar individuell, als identitätsstiftende Kategorien handelt es sich jedoch um soziokulturelle Kategorien, die in vielfacher Hinsicht mit den regionalen Gegebenheiten und Usancen interagieren, in einem klein- oder großräumigeren Kontext historisch und strukturell verortet sind. Nicht von ungefähr eignen sich Personen der Öffentlichkeit ausgewählte Namen, eine zweckmäßige Stimme und dem Image gemäße Schriften und Unterschriften an.

²³ Zu Stimme und Gender, vgl. Kotthoff (2000), Günthner (2001).

Im Zusammenhang mit der Frage nach Identität – so kann man das oben Ausgeführte nun zusammenfassen – wird Sprache dann zu einem identitätsstiftenden Medium, dadurch dass jemand

- sprachlich handelt,
- sprachlich seine oder ihre persönliche Befindlichkeit oder andere psychische Gegebenheiten kommuniziert,
- sprachlich eine (eigene, fremde) Perspektive darstellt,
- sprachlich Empathie ausdrückt,
- Stimme, Name, Schrift und Unterschrift in mündlichen beziehungsweise in schriftlichen Texten verwendet.

3.2. Sprache und Körperidentität

Mit Freuds These, das Ich sei zunächst „vor allem ein Körperliches“ (Freud 1978, Bd. 3, S. 294) stellt sich in Bezug auf die sprachliche Identitätskonstruktion die Frage, erstens wie dieses Körper-Ich vorgestellt werden soll – was hier nun mit einem Verweis auf Stephan (1999) ausgeklammert werden muss – und zweitens, wie sich dieses Körper-Ich sprachlich manifestiert.

Anzeichen des Körper-Ichs, der körperlichen Identität finden sich sprachlich ganz wesentlich in der Stimme, in den prosodischen Qualitäten des Sprechens und dem Sprechrhythmus. Und auch die Handschrift verweist nicht nur auf den Stift, sondern auch auf die körperliche Hand.

Der Körper ist im Text lexikalisch vielfältig repräsentiert. Neben dem Körperwortschatz, sind die Somatismen²⁴, die Idiome, die einen Körperteil als Komponente enthalten, und die Verben die körperliche Bewegung, körperliche Fähigkeiten ausdrücken, von Wichtigkeit. Dabei ist für die Textanalyse von Bedeutung, welche Körper-Teile zu welcher Zeit, in welchen Texten, welcher Autorschaften repräsentiert sind. Der Körper ist im Text ausserdem durch die 1. Person Singular, ein explizites oder implizites Ich präsent, das über seine körperliche Befindlichkeit, über Schmerz,²⁵ Hunger, Durst, aber auch über

²⁴ Vgl. Burger (1998) 87ff.

²⁵ Vgl. Koller (2000).

körperlich empfundene Emotionen wie Angst, Trauer, Nervosität berichtet. „Dieses etwas ist, so läßt sich behaupten, nicht bloß das Gewahrsein eines reinen »Ich bin meiner bewusst«, sondern schließt in wesentlicher Hinsicht das Hier und Jetzt der leiblichen Situierung ein.“ (List 1993, 115) Es geht dabei um den Körper als Träger von sozialer und kultureller Bedeutung und um den realen Körper, den phänomenologischen Leib. (Vgl. Großheim 1995) Die Differenz der Beschreibung des Körpers als kulturelles Zeichen – sei es in den physiologisch-biologischen Diskursen der Humanwissenschaften oder in dem in Materie und Geist aufgespaltenen Menschenbild der nachcartesianischen Philosophie – und der Beschreibung des Fühlens und Spürens in der Selbstwahrnehmung des Körpers ist – mit Benthien (1999) – eine „Gratwanderung zwischen Konstruktivismus und Authentizitätsanspruch leiblicher Phänomene“.

4. Sprache und Genderidentität

Jeder Sprechakt ist ein Akt der Identitätskonstruktion des handelnden Subjekts. Ebenso zentral in der Lebenswelt eines jeden wie der Name, die Stimme, die Schrift ist das Geschlecht/Gender eines Individuums. Mit Gender ist nicht eine biologische Kategorie, noch – wie es vielleicht scheinen mag – eine in Anlehnung an die Biologie gewonnene kulturelle Kategorie angesprochen.²⁶ Zwar analysiert die Sprachwissenschaftlerin im Einzelfall und gerade in empirischen Untersuchungen Texte von Frauen oder Männern. Doch deren für sie und für sich allein genommenes individuelles Verhalten interessiert nur insofern, als dass dabei dieses Individuelle eine verallgemeinerbare Kategorie

²⁶ Butler (1991, 172f.) hat gezeigt, dass selbst die Kategorie ‚sex‘ eine sozio-kulturelle, also mitnichten „natürliche“ sei. (Es gibt in der Frage der Bestimmung des Verhältnisses zwischen der biologischen Kategorie ‚sex‘ und der soziokulturellen Kategorie ‚gender‘ drei Paradigmen: die Homologie, die Analogie und die Heterogenität. Homolog ist das Verhältnis, wenn ‚gender‘ als der gesellschaftlich vermittelte Ausdruck des biologischen ‚sex‘ gesehen wird. Analogie meint die Symbolisierungsfunktion – ‚gender‘ symbolisiert (beispielsweise in Geschlechternormen) ‚sex‘.) Das biologische Geschlecht (m/w) ist, wenn man die Vielfalt der Chromosomenverbindungen berücksichtigt (m, w, etc.) eine Kategorienbildung, die auch hätte vielfältiger ausfallen können. Die Sexualität menschlichen Individuen strukturiert sich nicht einzig in Männlein und Weiblein, sondern entlang einer grösseren Vielfalt (entlang einer komplexeren Kombinatorik von zwei und mehreren X und Y). (Die Genderstrukturen wirken sich beispielsweise insofern auf die Struktur des Sexus aus, dass Ärzte an Neugeborenen, die deutliche Zeichen von Intersexualität aufwiesen, ‚Disambiguierungsoperationen‘ vornahmen.)

darstellt. Gender bezieht sich sodann nicht auf den beispielsweise individuellen Mann, sondern auf die Differenzen zwischen den Genders, um die Differenz unter den der Wissenschaft zugänglichen Verhaltensweisen, Lebensbedingungen von Menschen: die **kulturelle Genderpraxis**. Die aus einer allgemeinen Genderdifferenz erarbeiteten historisch-gesellschaftlichen Genderkategorien sind abstrakte gesellschaftlich-kulturelle Größen.

Als Sprachwissenschaftlerin interessiert nun spezifisch die sprachliche Konstruktion von Gender als symbolisch konstituierte, sprachlich konstruierte soziokulturelle Kategorie. Gender wird in Texten und Diskursen sprachlich dargestellt, konstruiert und bestätigt. Dabei geht es nicht um das Festhalten von „objektiven Daten“, sondern um die Beobachtung, "WIE gesellschaftliche Wirklichkeit durch menschliche Handlungen erzeugt wird und damit auch WIE Weiblichkeit und Männlichkeit, gesellschaftliche Machtverhältnisse, kulturelle Differenzen usw. sozial konstruiert werden.“ (Günthner 1992, S. 133)

Die dichotomische Kategorisierung in Frau und Mann hat die Kategorie ‚sex‘ geprägt. ‚Sex‘, das biologische Geschlecht, ist daher als eine Strukturkategorie zu fassen,²⁷ mit deren Hilfe man gesellschaftliche Geschlechterdifferenzen analysiert, und die damit zusammenhängenden Normen, die ‚Gender Categories‘. Die Genderkategorien, man könnte auch von Genderstereotypen sprechen, dienen dazu, wie Cameron (1997, 4) schreibt, kulturelle und soziale Hierarchien zu institutionalisieren und als natürlich erscheinen zu lassen. Für die Identitätskonstruktion bildet die Genderdifferenz daher ein fundamentales gesellschaftliches, historisches und kulturelles Strukturprinzip, da es sich mit vielem verbindet, was die persönliche und kulturelle Identität betrifft.²⁸

In mündlichen und schriftlichen Texten oder Interaktionen (in einem weiten Sinn) findet sich eine Umsetzung von kulturellen diskursiven Gendernormen

²⁷ Die Variabilität sowohl des Sexus, wie des Genus ist für die einzelne Person durch soziale, psychologische und sozialpsychologische Faktoren beeinflusst. Wenn mit Transgender-Identitäten und Crossgender (Drags) Grenzen diese Kategorien aufgebrochen werden, ist die Sozialisation – je nach Milieu – als Sexus x oder Genus x wahrscheinlich prägend.

²⁸ Obwohl Gender als eine Kategorie angenommen wird, die „omni-relevant, omnipräsent und dauerrelevant“ (Burkart 1997:170; Garfinkel 1967; Tyrell 1986: 461) ist, gibt es Hinweise aus interkultureller Forschung, dass dies nicht der Fall ist (vgl. Günthner 2001). Ein weiterer interessanter Aspekt ist die „parallele Organisation“ gibt: beide Geschlechter tun oft dasselbe, sie tun es aber getrennt. (Vgl. Goffman 1977 [1994]).

– die milieuspezifisch durchaus stark variieren (Maier 1998 131ff.) – auf symbolischer Ebene als **kulturelle Genderpraxis**,²⁹ eine Praxis, deren normativ-diskursive Ebene teilweise bereits von Soziologie, Sozialpsychologie, Psychologie und Geschichtswissenschaft aufgearbeitet wurde. Um nun in den einzelnen Texten Differenzen zu finden, wird in einem ersten Schritt aus methodologischen Gründen jedes Ich zu einem hypothetischen Gender-Ich, jeder Sprechakt ist ein hypothetischer Gender-Sprechakt, jede Perspektive eine hypothetische Gender-Perspektive, etc. gesetzt, um dann im Vergleich an konkreten Texten falsifiziert werden zu können.

Dabei bildet sich jedoch nicht eine homogene Genderpraxis heraus, vielmehr zeichnet sich sodann eine Vielfalt der Genderpraxis, die abhängig ist von sozialen Faktoren, vom Kontext und von der spezifischen (individuellen, gesellschaftlichen und historischen) Kommunikationssituation. Für die Analyse von mündlichen und schriftlichen Texten dienen implizite und explizite Deklarationen kultureller Genderpraxis als Ausgangspunkt.³⁰

Es können nun zu diesem Zeitpunkt nicht alle die oben aufgeführten Aspekte von Subjektivität beziehungsweise Identität im Liebesbrief aufgezeigt werden, einzelne zentrale Punkte sollen für diese Arbeit herausgegriffen werden: die Frage nach der Verfasserschaft, die Verteilung der Sprechakte, die Thematisierung von Körper und die Kosenamen.

5. Kulturelle Genderpraxis im Liebesbrief

Wie in anderen mündlichen oder schriftlichen Texten finden sich in Liebesbriefen sprachliche Formen kultureller Genderpraxis. Die Identitätskonstruk-

²⁹ Die Genderpraxis unterscheidet sich von Doing gender (vgl. West/Zimmerman, 1989, Kotthoff 2000) insofern, dass Genderpraxis ein Terminus ist, der auf alle lebensweltlichen Phänomene und auch auf den Sprachgebrauch angewandt werden kann. Der Begriff versucht eine Verbindung von Strukturtheorie und Empirie.

³⁰ Auch Transgender- beziehungsweise Intergenderidentitäten werden seit einiger Zeit stärker sichtbar gemacht. Es gibt durchaus auch eine Auflösung von Differenzen in gewissen Bereichen, Tätigkeitsfeldern und Milieus. Es fragt sich dann, ob die neuen Formen eine oder mehrere weitere Genderkategorien darstellen oder ob es sich um ein undoing gender handelt, beispielsweise bei Formen der Entsexualisierung, der Androgynität, der Puppenhaftigkeit oder der Robotästhetik.

tion ist hier offensichtlicher als in anderen Textsorten. Der Liebesbrief ist ein Ort schriftlicher Interaktion, in welchem Sprechakte verschiedenster Ausprägung zu beobachten sind und einige der oben genannten sprachlichen Kategorien wie beispielsweise Namen (in der Anrede und als Unterschrift) oder auch expressive Sprechakte vermehrt anzutreffen sind.

Der Liebesbrief ist allerdings auch – wie es das Zürcher Liebesbriefarchiv³¹ zeigt – eine Textsorte die sich im 20. Jahrhundert außerordentlich stark medial und formal ausdifferenziert und entlang von Lebens- und Liebesphasen verschiedenen sprachliche Ausgestaltungen zeigt.³² Es befinden sich darunter im weitesten Sinn Briefe aller Medien – von der Postkarte, Telegramm bis zu Fax, E-Mail und SMS. Es sind Briefe von Kindern, von Jugendlichen, von jungen Erwachsenen und von Erwachsenen aller Altersstufen dabei. (Vgl. Wyss 2002a, Wyss 2002b, Wyss 2002c)

So kann man am Ende des 20. Jahrhunderts auf eine Liebesbriefkultur zurückblicken, die nicht nur schriftlich verfasste (und von einem Schreiben der Mutter begleiteten) Heiratsanträge und große Brautbrief-Korrespondenzen aufweist, sondern auch die Liebesbriefe der Kriegszeiten aus dem 1. und 2. Weltkrieg umfasst.

Einige hundert Briefe aus Übersee, die dann nicht selten auch mit Maschine auf dünnes Flugpostpapier geschrieben wurden, sind ein Hinweis auf die stärkere Mobilität der Bevölkerung im 20. Jahrhundert, die das amouröse Schreiben aus großer Distanz fördert. Mitunter kabelt man sich auch per Telegramm in Eile die Ankunftszeiten des Schiffes oder der Bahn. Dennoch sind Liebesbriefe nicht selten Texte, die ebenso in Anwesenheit des Gegenübers verfasst werden: So schreiben Liebende ihren noch schlafenden Partnern Guten-Morgen-Grüße oder man schreibt sich im Klassenverband – und seit

³¹ Für das Habilitationsprojekt „Der Liebesbrief im 20. Jahrhundert“ der Verfasserin dieses Aufsatzes steht ein Archiv, das Zürcher Liebesbriefarchiv (ZLA), zur Verfügung, welches über 5000 Einzelbriefe aus Deutschland, Österreich und der Schweiz in sich versammelt. Mit der Unterstützung des Deutschen Seminars und des Schweizerischen Nationalfonds für wissenschaftliche Forschung konnte das Zürcher Liebesbriefarchiv aufgebaut und bis heute weitergeführt werden. Es sind Briefe von ca. 200 Beiträgerinnen und Beiträgern, welche die eigenen Briefe, vorgefundene Briefe von Verwandten oder auch von gänzlich Unbekannten und Korrespondenzen von Paaren zur Verfügung gestellt haben. Vgl. auch Wyss (2000) oder Informationen zum Projekt unter: <http://www.unizh.ch/~elwyss>.

³² Zu mündlicher Liebeskommunikation vgl. Leisi (1978).

kurzem auch im Betrieb via Intranet – vor den andern verheimlichte Liebespost.

Die Genderpraxis in Liebesbriefen zeigt sich nun nicht in der beispielsweise schönen Handschrift oder in stilistisch korrekten Briefen einer Frau, dabei würden wohl einzig Geschlechterstereotype reproduziert. Es geht vielmehr darum, Gender-Differenzen des Liebesbrief-Schreibens als einer kulturellen Praxis herauszuarbeiten.³³

5.1. Zu den Verfassern von Liebesbriefen

Ettl (1984) beschreibt den Liebesbrief in Briefstellern der Jahrhundertwende als durch Stand beziehungsweise Milieu, Geschlecht und Alter der schreibenden Person ausgezeichneten oder auszeichnenden Text.³⁴ Dort wird eine hohe Emotionalität, also Leidenschaft, als Analogon zu hohem Stil, also literarischem Stil, vorgestellt. Die höchste Stufe an Leidenschaftlichkeit zeigt sich demnach in literarischem Stil. In literarischer Sprache oder im Gedicht offenbart sich der höchste Ausdruck von „poetischem Gefühl“ als Ausdruck bürgerlicher Leidenschaft. Dies gilt nun aber nicht für den Menschen gemeinhin, sondern es handelt sich dabei um eine Stilempfehlung für den jungen Mann aus bürgerlichem Haus. „Der Natur der Sache nach wird sich in dergleichen Briefen, zumal bei jungen Leuten, immer ein gewisser Grad von Leidenschaftlichkeit und poetischem Gefühl aussprechen (...) Bei Männern von gesetzten Jahren wird sich in solchen Schreiben mehr Wärme als Feuer, mehr Zartheit als Kühnheit aussprechen.“ (Ettl, 1984: 35) Dem älteren Mann gestehen die Briefsteller eine eher väterlich-besonnene Umsetzung der Gefühle zu: Wärme anstelle von Feuer, Zartheit anstelle von Kühnheit. Der Mann hält die freie Umsetzung seiner Leidenschaft in eine poetische Ausdrucksweise im Alter zurück; er schreibt seinen Liebesbrief mit Maß, Ausgewogenheit und Kontrolle. „Wie oft habe ich es aus Mamas Munde schon gehört, dass es das Vorrecht der Jugend ist, sich frisch und frei seiner Neigung gemäß zu erklären, während das Alter gemessen wägt und prüft!“ (Adelsberg,

³³ Zu bürgerlicher Briefschreibkultur, vgl. Linke (1996, 303ff.)

³⁴ Selbst Liebesbriefe von Handwerkern und Soldaten seien zurückhaltender zu formulieren. Und wenig geeignet ist das leidenschaftliche Gebaren auch für Bürgerstöchter (vgl. Ettl 1984, 141f.).

1904a, 27)³⁵ Die bürgerliche Liebesbrief-Schriftlichkeit weist im 19. Jahrhundert demnach zwei „männliche“ und außerdem altersspezifische Codes der Leidenschaftlichkeit im Liebesbrief aus, die durch die Briefstellerliteratur zu sozialer Relevanz gelangen.³⁶

Entgegen den Grundsätzen der Briefsteller schreibt bisweilen auch eine junge Frau einen leidenschaftlichen Brief. Die höchste Form der Expression, das Liebesgedicht – wie dies auch Bühler in seinem Modell der Sprachfunktionen festhält – ist im ZLA erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts vertreten.

Ortschaft, den 27. XI./1903//

Mein lieber Rudolf!

heute Mittag stahl ich/mich ganz leise ins Dörfchen./Von Konstanz konnte ich/gleich mit dem Dampfboot/heimfahren. Ein nasser Schirm/wirbelte einen um den/Kopf und die frische Seeluft/erfrischte die Sinne, wie/gerne liess ich diesen Elementen= /ten ihr Spiel. Unsagbar/wohl wird mir, je näher ich/E. kam. Da find/ich für Dein Bild einen ver=/trauten Rahmen, da haben/wir uns gefunden in dieser/herrlichen Natur, es liegt/eine tiefe Weise darin u./bürgt viel mehr für ein/schönes, grosses Leben.-(...)

[ZLA 4295]

Es ist jedoch durchaus – und gerade in den 20er Jahren – möglich, diesen maskulin-elaborierten Code, es versteckt sich im Text sogar ein Heiratsantrag, mit Humor und Ironie zu brechen, wie es im Folgenden bei dem in die Maschine geschriebenen Beispiel der Fall ist:

Dem Lisel .. 30 Oktober 1926

Teufelchen, mein liebstes Mädle/Hast mich armen Bub gefangen/Hältst mein Herz in Deinen Händen/Wie in eisenharten Zangen//

Deiner Augen Höllenfeuer/Bin ich völlig unterthan/O Du böses Ungeheuer/Weisst Du auch, was Du gethan//[...]

³⁵ Zit. nach Ettl (1984: 35).

³⁶ Zum Verhältnis von ‚Amour et Raison‘, vgl. Luhmann (1982: 119).

Hoffe, wie sie mich auch necke./Dass ich meiner kleinen Lise/Wenn ich ihre
Liebe erwecke/Mal darf sagen: Fraue, Du Du süsse.//

Solche Dinge macht man, wenn man das Lischen/einen Tag nicht sieht...//Max.

[ZLA 3712]

Zwar gibt es eine kulturgeschichtliche Verbindungslinie vom Brief hin zu den schreibenden Frauen der Romantik, und ebenso eine Linie von den großen Liebesbriefschreibern zu ihren Liebes-Korrespondentinnen. Doch der Liebesbrief ist nicht eigentlich ein „weiblicher“ Text. Er ist auch im Bürgertum ein Text der Courtoisie geblieben, und die Rolle des Verführers, desjenigen, der wirbt, beziehungsweise desjenigen, der im gleichen Atemzug die Leidenschaft und das existenzsichernde Eheversprechen abgibt und anbietet, ist traditionellerweise die männliche geblieben. Der Brief als Medium der Verführung ist dadurch gerade nicht das Geschäft der Frau(en). Folgt man den Ratschlägen der Briefsteller schreibt eine Frau – während langer Zeit auch noch im 20. Jahrhundert – „normalerweise“ gerade nicht den leidenschaftlichen ersten Brief; sie schreibt – wie Ettl (1984) ausführt – reservierte, höfliche, zurückhaltende Antwortbriefe auf den leidenschaftlichen Brief eines (bürgerlichen und später dann kleinbürgerlichen) Mannes.³⁷

5.2. Sprechhandlungen I: Repräsentative, Regulative, Direktive

³⁷ Es fällt außerdem auf, sieht man sich die Verteilung von Briefen von Männern und von Frauen im ZLA an, dass die Differenz zwischen der Anzahl der Briefexemplare, die von Frauen und denjenigen, die von Männern verfasst sind, bedeutend ist: Einzelbriefe: F: 348, M: 1879, Briefwechsel: 2924 (Total: 5162). Die geringere Anzahl der Briefe von Frauen hängt einerseits direkt mit der größeren Zahl an Beiträgerinnen zusammen, die mir ihre persönlichen Briefe zugeschickt haben und andererseits mit deren heterosexuellen Ausrichtung. Ob nun Frauen sich von dem Aufruf in der Zeitung eher angesprochen gefühlt haben mögen, ob Frauen grundsätzlich kooperativer sind oder auch eher über die notwendige Muse verfügen, sich einem solchen Gegenstand zu widmen, sei dahingestellt. Methodologisch erlaubt die Materialerhebung mittels Aufrufen in Tages- und Wochenzeitungen, wie ich dies für die Sammlung des ZLA lancierte, diesbezüglich keine weiteren Aussagen. Es kann beispielsweise auch nicht angenommen werden, dass der eklatante Unterschied darauf zurückzuführen sei, wie es die psychoanalytische These von Leader (1996) nahe legen würde. Nämlich: Frauen würden zwar Briefe schreiben, sie würden diese jedoch nicht immer auch abschicken.

Da die Liebesbriefe nicht nur aus unterschiedlichen historischen, sondern auch regionalen Zusammenhängen stammen und außerdem von Personen unterschiedlichster Herkunft verfasst sind, die Beziehungen nicht nur verschieden, sondern auch in verschiedensten Stadien begriffen sind, ist ein Vergleich auf der Ebene der Sprechhandlungen nur schwer ohne die eben genannten Differenzierungen möglich. Dennoch gibt es einige Auffälligkeiten, die hier nun dokumentiert und kommentiert werden sollen:

5.2.1. Thematisierung des Alltags

Liebesbriefe sind beziehungsverändernde Texte; sie werden in der Produktion wie in der Rezeption zu kleinen sozialen Ereignissen des Alltags. Dies wirkt sich insofern auf die Ebene des Repräsentativen aus, als dass selbst Banalitäten im Brief mitunter zu Informationen von Gewicht werden. Auffällig bei der Verteilung von bestimmten auf den ersten Blick nicht liebesbriefftypischen Sprachhandlungen sind die Schilderungen des (mühseligen) Arbeits- oder Schulalltags in unzähligen Briefen von Männern. Denselben Gestus findet man in ZLA-Briefen von Frauen während der Mobilmachungszeit und später, in den 90er Jahren, in Liebesbriefen von Geschäftsfrauen.

Dabei geht es in diesem privaten und emotionalen Kontext nicht nur darum darzustellen, wie wichtig man sei, sondern nun in erster Linie auch um die Herstellung von Gemeinsamkeit, um das Etablieren eines gemeinsamen Wissensvorrates, ein wichtiger Bestandteil im Aufbau einer Beziehung.

Gleichzeitig ist diese Thematisierung auch ein Hinweis auf die Nicht-Thematisierung des hauswirtschaftlichen Alltags, der in Liebesbriefen abwesend ist. Wenn es nichts mehr zu erzählen gibt, spricht man von Gegebenheiten im Dorf, von Klatsch und Tratsch, der dann die Funktion des Interessanten, der interessanten Erzählung übernimmt. Der private Haushalt ist nicht der Rede wert.

5.2.3. Direktive (Befehl, Aufforderung, Bitte)

Wer glauben sollte, dass Befehle und befehlshafte Aufforderungen nicht in Liebesbriefen gefunden werden könnten, täuscht sich. Doch finden sich be-

fehlshafte Aufforderungen im ZLA ausschließlich in Liebesbriefen von Männern.

Da schreibt einer aus dem Militär:

(1945)/Mein Liebes,/Ich glaube, es ist besser, wenn Du morgen Abend nicht/kommst. Ich wollte ohnehin nächste Woche ein "Fasten" vor-/schlagen, nachdem nun aber Mitte Woche [sic] bereits überschritten ist/können wir es jetzt eher verschmerzen, oder? Wir müssen ohnehin/einen Turnus finden, damit wir jeweils eine "theaterfreie" Woche/erwischen. Warum hast Du mich am Sonntag nicht darauf aufmerksam/gemacht? Zudem sehe ich es nicht gerne, wenn Du zweimal nach-/einander spät ins Bett kommst, das ist Deinen Nerven nicht zuträglich. [...] MARSCHBEFEHL./Sie erhalten hiermit Befehl, feldtüchtig ausgerüstet auf/Freitag 13. Juli 1945 punkt 20.45 auszurücken./ Korpssammelplatz: Affolternstrasse/ Uebungszweck: Kirschenessen/ Dienstdauer: je nach Verhalten/Ausrüstungsgegenstände: 1 Portion Liebe/ 1 Dosis Humor [...]

[ZLA 1185]

Der junge Mann im folgenden Brief hat seiner Freundin einige Aufgaben zu übergeben. Diese Kommunikation ist eindeutig an den Zweck der Versorgung mit allerhand Alltagsgegenständen gebunden. Erstaunlicherweise findet sich in der Bestell-Liste jedoch auch ein Bild der Freundin mit ihrem Hund. Dieser Schreiber kombiniert sprachlich sehr einfach, auf der pragmatischen Ebene geschickt seine persönlichen Interessen mit etwas emotionaler Modalität.

02.08.197X/Liebe Ruth/Könntest Du Kurt noch ein paar Sachen mehr mitgeben, die mir erst jetzt in den Sinn kamen./1. Die alten Kopfhörer/2. 4 Flaschen Körpermilch/3. 3-4 Taschenbücher/Das Haus in der Garibaldistr./Isser Havel über die Jagd nach A. Eichmann (Verlag Ullstein Berlin)/Wenn Du dieses Buch bekommst wäre ich Dir dankbar./Wenn Du vielleicht noch ein Foto von Dir +/- Buffi hättest wäre es auch schön. Du kannst/auch Die anderen Sachen Kurt mitgeben. Ich/hoffe, es macht Dir nicht zu viel Stress, alle /diese Sachen zu besorgen. Inzwischen verbleibe/immer an Dich denkend Dein/Max./P.S. Ist mein Motorrad schon /verkauft? Bitte rufe noch/Fritz an Tel. XX XX 15/Küsschen/Max.

[ZLA 801]

Ein weiterer junger Herr, der Entscheidungen im Voraus gerade für beide trifft, ordert bei seiner Verlobten eine Glückwunschkarte mit einer Blankunterschrift.

13.05.1941/Anbei die Vermählungskarte von Margrit K. /und Franz B., die auch Dir gilt. Wir werden/gemeinsam gratulieren. Kaufe eine schöne/Glückwunschkarte und sende sie mir unter-/schrieben zu. Ich werde dann gleichzeitig/den Aussteuerzettel verlangen, um/daraus ein gemeinsames Geschenk/zu wählen. [...]

[ZLA 436]

Die Direktive muten gerade aus heutiger Perspektive und gerade in Liebesbriefen etwas befremdend an. Es zeigt sich auch, dass sie nach den 60er Jahren äußerst selten anzutreffen sind. In den Texten von Frauen waren keine befehlshafte Direktive anzutreffen. Es zeigt sich eine gesellschaftliche Norm, eine Genderkategorie. Im Liebesbrief ist es für Frauen nicht zulässig, befehlshafte Äußerungen zu formulieren.

5.3. Sprechhandlungen II: Expressive, Kommissive, Deklarative

Im Zentrum des Liebesbriefes stehen Expressive, Kommissive und Deklarative. Man findet daher auch unzählige Liebesbekenntnisse, Liebeserklärungen, Schilderung der momentanen (schlechten, guten) Stimmung und Gefühlslage, Darlegungen der Sehnsucht und die Beschreibung von Hoffnungen und Wünschen für die Beziehung. In vielen Briefen des ZLA zeigen sowohl Frauen, wie Männer eine sprachliche Vielfalt an Expressiva.

Liebesbekenntnisse sind im ZLA erst seit den 70er Jahren auch von Frauen vertreten. So eröffnen Schülerinnen, Jugendliche und junge Erwachsene ihren Angebeteten ihre Gefühle. In derselben Zeit entsteht eine Popularisierung der weiblichen Liebesbriefkultur in der Fanpost. (Vgl. Pasquier 1999).

Der folgende Brief nun zeigt die Genderpraxis einer jungen Frau, die sich von der Norm abhebt. Sie zeigt ihrem Verlobten – wie würde man es wohl nennen – etwas „ungestüm“ ihre Gefühle. Sie spricht eine direkte Sprache der Liebe, sie nennt Liebkosungen und fantasiert wie ein Ritter: „hätte Deine einsame Klausur noch erstürmt“. Sie ist sich jedoch dessen bewusst, weiß, dass es sich

nicht ziemt und entschuldigt sich mit ihrer metasprachlichen Erklärung „Es schickt sich zwar nicht, dass ein/Mädchen so spricht, aber meine Wün-/sche stehen den Deinen nicht nach.“ für ihren Fehltritt, – um dann trotzdem fortzufahren.

3.05.1945/ Mon povre Amour!//Du hast gewiss nicht auf eine /Antwort gewartet, aber ich konnte nicht/anders als Dir Deine lieben Zeilen/schriftlich zu verdanken./Mit wahrer Sehnsucht habe ich auf/diesen Donnerstag gewartet an dem/ich den Brief zu erhalten hoffe./Am liebsten hätte ich Dich für densel-/ben in die Arme genommen und/ganz fest an mein Herz gedrückt;/Nur immer dann, wenn ich so füh-/le, bist Du so weit weg, oder schauen/andere zu. Wenn nicht schon über/die Hälfte der Woche verstrichen wäre,/hätte ich Deine einsame Klause noch/erstürmt./Deine leise Klage habe ich mir/zu Herzen genommen und ich will/mir alle Mühe geben, diesen Fehler/zu beseitigen; da ich weiss, dass Du/Verständnis hast für Zärtlichkeiten./Nicht alle <"alle" unterstrichen> Männer sind darin gleich./Einmal glaubte ich es zwar selbst/zu verspüren wie ich Deinem Herzen/mit dem kleinen Wörtchen "cherié"/wohl tat. Stimmt's? kannst Du Dich/noch daran erinnern? In meinen/<seitenwechsel>/Selbstgesprächen ist mir dieser Aus-/druck sehr geläufig nur in der Wirk-/lichkeit komme ich mir immer/einwenig grosstuerisch vor und das/steht mir nicht an./Es schickt sich zwar nicht, dass ein/Mädchen so spricht, aber meine Wün-/sche stehen den Deinen nicht nach./Dir darf ich das schon offenbaren mein/Lieber. Nicht jedem darf man soviel/zugestehen. Wo hätten wird jedoch /Gelegenheit gehabt uns ein wenig/in Liebe zu widmen. Es ist vielleicht/gut so, – wer weiss – die Zeit verstreicht/zwar, aber was wir noch haben können/wir immer noch geben "und es/wird dann nur umso schöner sein"./schriebst Du im vorletzten Briefe./Lieber Rob, dass Du den Brief in/franz. schriebest hat mich mehr/gefremdet als überrascht, wollte ich Dich/doch schon darum bitten. Ich habe/alles ziemlich gut verstanden und/da, wo's nicht ging, half mir /Dein oder mein Dictionnaire. Ich wer-/de darum jetzt im Bett noch einmal/nachlesen./Bis zum Wiedersehen grüsst und/küsst Dich Deine Dich liebende /Mirjam

[ZLA 1182]

Expressive schwächen sich mitunter in tagebuchartigen, monologisierenden, langen Gefühlsdarstellungen zu Repräsentativen ab. In emotiven Selbstdarstellungen vermischen sich, wie man es aus Tagebucheinträgen kennt, Darstellung von Emotionen, von Erlebtem des Alltags mit Raisonement. Derartige Tagebuch-Briefe, die mitunter auch sehr lang ausfallen können, finden sich

ausschließlich in den 70er und 80er Jahren und ausschließlich von jungen Männern. Folgender Auszug aus einem 12-seitigen Brief soll dies illustrieren:

(28. August 1983) Mittwoch/Danke für Deinen Brief/morgen ist das Mathi-Ex,³⁸ ich habe bereits 3 Stunden/geschlafen heute mittag./Einerseits regt mich das wieder auf, die verlorene Zeit./andererseits hat mich, nachdem mich die Nestwärme/verlassen hat, wieder ein glasklarer Geist gepackt, jetzt/könnte ich Briefe schreiben, reden und was so noch/besser geht, wenn der Geist geschärft ist./-
 [...] In den Nachrichten habe ich gerade gehört, dass der/Spraydosensmaler festgenommen wurde, 39 Jahre alt Künstler +/Psychologe -/Deine Krankheit hat sich bei mir auch etwas eingeschlichen./vielleicht ist sie es, die mir die Spur Unsicherheit bringt./[...]Ich möchte mit ganzem Herzen dazu stehen können./wenn ich an unsere Liebe und an die Zukunft denke./Wir werden immer gleichgültiger./ich hätte Lust mich zu verlieben/Bis bald?/Yours faithfully/<seitenwechsel>/Es bleibt die Hoffnung, dass es besser wird. So kann ich nicht/mehr lange. ich weiss, dass es an mir liegt, dass ich/zuviel verlange. Hoffentlich bist du ehrlich und sagst/mir, wann ich gehen soll./Du denkst jetzt, ich dränge auf eine Trennung. Aber/das ist das letzte Was ich will. Nur Dich möchte/ich nicht unglücklich machen. Du hast viele andere/Möglichkeiten, sicher leichtere./Lass Dir von einem Trottel wie mir die gute Laune/nicht verderben./Sicher habe ich es auch hier wieder geschafft, das/Gegenteil von dem zu bewirken, was ich wollte/Wenn du mich liebst,/wärest Du bereit für mich oder um/mich zu kämpfen? [...]

[ZLA 391]

Expressive sind in Liebesbriefen nicht selten Bestandteile von Argumentationen, in welchen über die Gefühle rasoniert wird. Wenn Emotionen zu Argumenten werden, entsteht einerseits eine Rationalisierung, andererseits eine Funktionalisierung der Emotionen. Wer im Liebesbrief in erster Linie als positiv bezeichnete Emotionen zu finden glaubt, Liebesbriefe als Briefe, in welchen ausschließlich positive Liebesgefühle formuliert werden, wird erstaunt sein über die Bandbreite der Emotionen.

Weihnachten 1993/Hallo Marion//Obwohl Deine Aussagen/am letzten Dienstag/an und für sich klar/genug waren, gehst/Du mir einfach nicht/aus dem Kopf./Du faszinierst mich./obwohl ich Dich, wie/Du richtig bemerkt/hast, überhaupt nicht/kenne. Sicherlich/hältst Du mich jetzt/für völlig verrückt, nach/dem

³⁸ Schweizerdeutsch für „Mathematikprüfung/-examen“.

Du mir mitgeteilt /hast, ich sei nicht /Dein Typ. Aber wie/heisst es doch so/schön: Liebe macht /blind, man verliert/den Sinn für die/Realität. Ich muss/akzeptieren, dass /Du mich ablehnst, wie/hart und schmerz-/voll das auch immer/ist, Schade, dass Du /mir keine Chance ge-/geben hast, aber die Ge-/setze von Sympathie/und Antipathie sind wohl/unumstösslich. So, nun/habe ich genug gejamert./Ich wünsche Dir von Herzen/frohe Weihnachten und ei-/nen möglichst reibungslosen/Rutsch ins neue Jahr./Und vor allem eine möglichst/"Hasler-freie" Zeit./Dein/<P. Hasler>//PS: Im Hintergrund ertönt/gerade "I would do any-/thing for love".

[ZLA 36]

5.4. Körper im Text

Der Körper des Mannes wird in den Texten bis zu den 90er Jahren nur als „ich“ in Texten von Männern, als ganzer Mann, als unabgetrenntes Ganzes auf. Der Leib als gefühlter wird außerordentlich sehr selten angesprochen. Im Falle von Krankheit spricht man von den leidigen Symptomen. Es bleibt abstrakt: man spricht von Krankheit, Schmerzen, Rekonvaleszenz.

Meine liebe Braut!/Nun kann ich mich wohl wieder an /den vollständig gesunden Menschen/rechnen und bin ich Gott im Himmel/dafür dankbar. Die Fiebertage haben/mich doch recht gepackt. Wilhelm war/in meinen Krankheitstagen ganz beson-/ders ängstlich, er hatte ja im vorigen Jahre sehen müssen wie schnell diese Krankheit/ihm seinen Sohn genommen hat. Am heutigen/Tage erwachte ich mit dem schönen, freudi-/gen Gefühl eines Rekonvaleszenten./

In den Briefen ist der Körper des Mannes nie explizit genannt – er ist im Liebesbrief tabu. Der Körper der Frau hingegen ist durch das ganze 20. Jahrhundert – meist fragmentiert – als Mund, als Augen, als Hände, als Ohr, als angenehme Erscheinung, und in vielen weiteren Metaphern in eigenen wie in Texten ihres Gegenüber anzutreffen. (Vgl. dazu auch Wyss 2000 und Abschnitt 5.5.)

Jedes Körperteil wird als begehrenswertes Kleinod inszeniert, diskursiv dann als Kompliment für die Frau im Werbediskurs des Mannes.

(23.10.1903) Liebster Rudolf!/Eben schlägt es 7 Uhr in der/Dorfkirche - ich denke an Deine/Worte, dort am weissen Horn/als du mich ahnen liessest,/dass ich dir mehr sei, als nur/eine angenehme Mädchen-/erscheinung.

[ZLA 4300]

(40er Jahre:) Und dann sind Sie plötzlich wie ein scheues/ Vögelein hinter mir gesessen. Was mir sofort auf-/fiel, waren 3 Dinge: Ihre schlanke, graziöse/Figur, die Frisur welche Ihnen ausgezeichnet/steht, und die Löchlein in den Ohren, wo etwas/"fehlte".

[ZLA 1180]

Der Körper der Frau tritt ebenso in seinen traditionellerweise ins Repertoire des Begehrens gehörenden Einzel-Stücken auf: als Körperteil beziehungsweise Teil des Körpers wird die Frau metonymisch begehrt, berührt oder geküsst.

(30er) [...] Dich wieder einmal recht innig zu "umfahn"³⁹/und allerhand Dir in's Ohr zu flüstern oder/in den Mund zu küssen.

[ZLA 3787]

5.5. Kosenamen⁴⁰

Sowohl die Verteilung von Adjektiven wie die Genera der Kosenamen zeigen eine Genderdifferenz: Adjektive für Kosenamen der Frauen bezeichnen eine Kleinheit, Weichheit oder Süßigkeit, was keine Entsprechung in der männlichen Genderpraxis findet. Das männliche Genus ist auch für Kosenamen für Frauen möglich („Mein Tiger“), während das weibliche Genus ausschließlich für Frauen Verwendung findet. Gleichzeitig lassen sich zwei Anredemuster in Liebesbriefen beobachten; zwei Muster, die hier als unterschiedliche Genderpraxis gefasst werden sollen. Die männliche Genderpraxis im Text verzichtet oder meidet Kosenamen und zeigt eine Präferenz von Propria in Voll-, Kurz- oder seltener auch in Diminutivform. Die weibliche Genderpraxis, die

³⁹ Schweizerdeutsch für „umarmen“.

⁴⁰ Zur Syntax und Pragmatik der Kosenamen und Anreden erschien bereits 2000 eine ausführliche Untersuchung, hier sind die Ergebnisse kurz zusammengefasst. Vgl. Wyss (2000).

Anrede für Frauen, verzeichnet die unterschiedlichsten Kosenamen (Bsp.: Spatz), Kosephraseologismen (Bsp.: süßer Spatz) und umfangreiche Koseausdrücke (Bsp: armer kranker Spatz, der im Bett liegen muss) in den Anreden. Die männliche Genderpraxis verändert sich in Bezug auf die Kosenamen nach den 70er Jahren in Richtung der femininen Norm: seit den 70er Jahren treten, wenn auch spärlich, Kosenamen in Liebesbriefanreden auf. Kosenamen tragen ab diesem Datum nicht mehr das Etikett des „Unmännlichen“.

Für die Kosenamen sind im 20. Jahrhundert entlang der Differenz zwischen männlicher und weiblicher Genderpraxis zwei historisch verschiedene Muster zu unterscheiden:

Kosenamen im Liebesbrief	Weibliches Gendering	Männliches Gendering
Phase 1 (1900-1969)	<i>Liebe, Geliebte, Schatz</i> , Diminutiva, <i>K i n d</i> , <i>Fraueli</i> , eigentliche Kosenamen	<i>Lieber, Geliebter, Schatz</i> , Diminutiva, <i>Bub, Mannli</i> , Spitznamen
Phase 2 (1970-2000)	wie oben	wie oben PLUS Eigentliche Kosenamen

Tab. 1: Genderpraxis bezüglich der Kosenamen im Liebesbrief

Es zeigen sich zwei verschiedene Genderpraxen in Bezug auf die Kosenamen bis zu den 70er Jahren. Die Wende nach den 70er Jahren hat eine weitere strukturelle Bedeutung für die Kosenamen der Frau. Es zeigt sich eine Asymmetrie, die von Beginn an (1900) bis ungefähr Ende der 60er-Jahre anhält. Das Tragen von Kosenamen wird – wie die Untersuchungen zur Familienanrede zeigen (Macha 1997) – Kindern und – wie diese Untersuchung zeigt – zeitweilig ausschließlich Frauen zugestanden. Insofern muss durch das Tragen von Kosenamen vor den 70er Jahren eine strukturelle Verbindung von „Frau“ und „Kind“ hergestellt werden. Erst seit den 70er Jahren etabliert sich der Kosenamenname symmetrisch als schriftliche Bezeichnungsmöglichkeit in Anreden

für Erwachsene im Allgemeinen.⁴¹ Erst nach den 70er Jahren wird schriftliches Kosen mit Kosenamen in einer Liebesbeziehung ohne strukturelle Asymmetrie.

6. Genderpraxis und Identität

Nicht jede Identitätspraxis ist Genderpraxis. Im Terminus Genderpraxis verbinden sich zwei Aspekte der Lebenswelt. Auf der einen Seite die diskursive, abstrakte Ebene des Gender einer sozio-kulturellen Kategorie, auf der anderen Seite die empirisch-praktische Ebene der Alltagsphänomene, der Codes, der Sprache, der Texte von Frauen und Männern unterschiedlicher sexueller Ausrichtungen. Die Schriftlichkeiten des Alltags im Allgemeinen, die Liebesbriefe als Texte des Alltags im Besonderen, zeigen hinsichtlich gewisser Aspekte eine Verbindung dieser abstrakten Kategorie Gender als normative und normierende Größe mit der Schreibpraxis.

In der sprachwissenschaftlichen Analyse der Texte kristallisieren sich auf materieller Ebene, auf thematischer Ebene, auf funktionaler und auf diskursiver Ebene Genderkategorien heraus. Die Verbindung von Schreibpraxis und diskursiver, abstrakter Ebene des Gender, hat den Effekt, dass in Texten von Frauen und Männern Gender als textstrukturierende Phänomene beobachtet werden. Damit ist keine Geschlechterontologie gemeint, sondern die Texte sind als soziokulturelle Phänomene Träger von kultureller Genderpraxis. Auf diese Weise verbindet sich die abstrakte Kategorie Gender mit dem einzelnen Fall, mit dem Liebesbrief.

Folgende Genderpraxen des Liebesbriefs wurden hier vorgestellt:

- Bezüglich der Verfasserin beziehungsweise des Verfassers von Liebesbriefen existiert eine Gendernorm, die u.a. beschreibt, dass der leidenschaftliche Liebesbrief vom jungen (Bürgers-)Mann geschrieben wird.

⁴¹ Eine zeitgleiche Wende in den („expressiven“) Selbstidealen konstatieren Buchmann und Eisner in ihrer Analyse von Heiratsanzeigen (Vgl. Buchmann/Eisner 1997, 352f. u. Buchmann/Eisner 1998).

- Die Thematisierung des lebensweltlichen Alltags zeigt die Abwesenheit der Darstellung von Hausarbeit in den Liebesbriefen, währenddem der Arbeitsalltag von Männern und berufstätigen Frauen thematisch ist.
- Direktive finden sich nur in Texten von Männern. Expressive, Kommissive hingegen weisen nicht eine derart klare Genderdifferenz auf.
- Auffällig ist die Abwesenheit des männlichen Körpers. Er tritt nicht explizit in Erscheinung, während der weibliche Körper in der Form von begehrten oder begehrten Körperteilen als fragmentierter in Texten von Frauen wie von Männern präsent ist.
- Schließlich gibt es eine kulturelle Genderpraxis in Bezug auf die Kosenamen zu beobachten. Männliche Kosenamen findet man in Briefen erst seit den 70er Jahren. Frauen werden – wie Kinder auch – während des ganzen 20. Jahrhunderts mit Kosenamen angeschrieben.

Die Analyse der Genderpraxis in der Schriftlichkeit bringt demnach nicht Frauen- oder Männersprachen hervor, sondern nach den Gender zu unterscheidende Schreibnormen, die nicht nur den Text, sondern auch die Art und Weise des Sprech-Handelns der einzelnen Menschen prägend beeinflussen.

7. Literatur

- Austin, John L. (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart. (Übersetzung von „How to do things with words.“)
- Benhabib, Seyla/ Butler, Judith/ Cornell, Drucilla/ Fraser, Nancy (1993). Der Streit um die Differenz. Frankfurt a.M.
- Benthien, Claudia (1999): Haut. Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse. Reinbek b. Hamburg.
- Benveniste, Emile (1966): De la subjectivité dans le langage. In: Ders.: Problèmes de linguistique générale. Paris. Bd. 1. S. 258-266.
- Bratman, Michael E. (1999): Faces of Intention. Selected Essays on Intention and Agency. Cambridge.
- Brown, Penelope/ Levinson, Stephen C. (1987): Politeness - Some universals in language usage. Cambridge.
- Buchmann, Marlis, Eisner Manuel (1997): Selbstbilder und Beziehungsideale im 20. Jahrhundert. In: Hradil, S. (Hg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner

- Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt a.M., 343-357.
- Buchmann, Marlis, Eisner, Manuel (1998): Arbeit und Identität im 20. Jahrhundert: Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: Schmid, H., Walter-Butsch, E. (Hg.): Entwicklung und Krisen der Arbeit in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Bern.
- Bühler, Karl (1934). Sprachtheorie. Jena. Nachdruck: Stuttgart 1982.
- Burger, Harald (1998): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin. (=Grundlagen der Germanistik 36)
- Burkart, Günter (1997): Lebensphasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe, zum Single und zurück? Opladen.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
- Caffy, Claudia /Janney, Richard W. (1994): Toward a Pragmatics of Emotive Communication. *Journal of Pragmatics* 22. S. 325-373.
- Cameron, Deborah (1997): Theoretical debates in feminist linguistics: Questions of sex and gender. Wodak, R., (Hg.) (1997). *Gender and Discourse*. London. Thousand Oaks. New Dehli, S. 21-36.
- Cassirer, Ernst (1964): Philosophie der symbolischen Formen. Darmstadt.
- Cooley, C.H. (1902) : *Human nature and the social order*. New York.
- Derrida, J. (1972) : *Signature événement contexte*. In: Ders.: *Marges de la philosophie*. Paris, S. 365-393.
- Drescher, Martina/Gülich, Elisabeth (1996) : Subjektivität im Gespräch. In: *LiLi* 102. Juni 1996. S. 5-35.
- Ettl, Susanne (1984): *Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation*. Briefsteller von 1880-1980. Tübingen.
- Fiehler, Reinhard (1990): *Kommunikation und Emotion*. Berlin.
- Foucault, Michel (1974 [1971]): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt.
- Freud, Sigmund (1978): *Das Ich und das Es*. *Psychologie des Unbewussten*. Studienausgabe Bd. 3. Frankfurt a.M.
- Fries, Norbert (1996): Grammatik und Emotionen. In: *LiLi* 101(März 1996): 37-69.
- Gal, S. (1995): Language, gender and power: an anthropological review. In: Hall, K./ Bucholtz, M. (Hg.). *Gender Articulated: Language and the Socially Constructed Self*. London. S. 153-161.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in ethnomethodology*. Prentice-Hall.
- Goffmann, Erving (1977 [1994]): *Das Arrangement der Geschlechter*. In: Ders.: *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt. S. 105-158.
- Großheim, Michael (Hg. 1995): *Leib und Gefühl*. Beiträge zur Anthropologie. Berlin.
- Günthner, Susanne (1992): Sprache und Geschlecht: Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation? In: *Linguistische Berichte* 138, S. 123-143.
- Günthner, Susanne (2001): Die kommunikative Konstruktion der Geschlechterdifferenz: Sprach- und kulturvergleichende Perspektiven. In: *Muttersprache* 3/2001(September).

- Habermas, Jürgen (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Hasert, Jürgen/Ossner, Jakob (Hg., 1998): *Schriften schreiben*. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Heft 56. (OBST 56)
- Haußer, K. (1983): *Identitätsentwicklung*. New York.
- Jakobson, Roman (1971 [1960]): *Linguistik und Poetik*, in: Ihwe, Jens (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*, Frankfurt am Main 1971, S. 142-178.
- James, W. (1890): *Principles of psychology*. Vol. I. New York.
- Klein, Wolfgang/ Schlieben-Lange, Brigitte (1996): *Das Ich und die Sprache*. In: LiLi 101/Jg. 26, März 1996, S. 1-5.
- Koller, Erwin (2000): *Unbildliche, bildliche und bildhafte Versprachlichung von Schmerz* (bei A. Döblin, R. Musil, Th. Mann, M. Walser). In: Fix, Ulla/Wellmann, Hans (Hg.): *Bild im Text – Text im Bild*. Heidelberg. S. 129-153.
- Kotthoff, Helga (2000): *Was heißt eigentlich doing gender? (Zu Interaktion und Geschlecht)*. Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband XX.
- Küchler, Petra (1997): *Zur Konstruktion von Weiblichkeit: Erklärungsansätze zur Geschlechterdifferenz im Licht der Auseinandersetzung um die Kategorie Geschlecht*. Pfaffenweiler.
- Kuno, Susumo/ Kaburaki S. (1977): *Empathie and syntax*. In: *Linguistic Inquiry* 8/4. S. 629-672.
- Laver, John (1996): *The gift of speech: readings in the analysis of speech and voice*. Edinburgh.
- Leader, Darian (1996): *Why do women write more letters than they post?* London.
- Leisi, Ernst (1978). *Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung*. Heidelberg.
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum: zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart.
- List, Elisabeth (1993): *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*. Frankfurt a.M.
- Luhmann, N. (1982/1994): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.
- Macha, Jürgen (1997): *Konstanz, Variation und Wandel innerfamiliärer Anredeformen*. In: Macha, Hildegard, Lutz Mauermann (Hg.) 1997: *Brennpunkte der Familienerziehung*. Weinheim, 199-218.
- Maier, Maja S. (1998). „Ländliche Galanterie“ oder „Biedermeierliebe“. In: Hahn, Kornelia/ Burkart, Günter (Hg.): *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*. Opladen, S. 131-153.
- Pasquier, Dominique (1999): *La culture des sentiments. L'expérience télévisuelle des adolescents*. Paris.

- Preyer, Gerhard, Ulkan, Maria, Ulfig, Alexander (Hg. 1997): *Intention – Bedeutung – Kommunikation. Kognitive und handlungstheoretische Grundlagen der Sprachtheorie*. Opladen.
- Sandhöfer-Sixel, Judith (1988): *Modalität und gesprochene Sprache*. Stuttgart.
- Sandhöfer-Sixel, Judith (1990): Emotionale Bewertung als modale Kategorie. In: *Grazer Linguistische Studien* 33/34. S. 267-278.
- Sandig, Barbara (1996): Sprachliche Perspektivierung und perspektivierende Stile. In: *LiLi* 102/Jg. 26, Juni 1996, S. 36-63.
- Searle, John R. (1991[1983]): *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Frankfurt a.M.
- Stephan, Inge (1999): „Frau und Körper gehören untrennbar zusammen.“ Zur Bedeutung des Körpers in aktuellen Gender-Debatten und bei Elfriede Jelinek. In: *figurationen* 0. S. 36-49.
- Tyrell, Hartmann (1986): Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38, S. 450-489.
- West, C./ Zimmerman, D. (1989): Doing Gender. In: *Gender & Society*, 1, 2, S. 125-151.
- Willems, H./ Kautt, Y. (2000): Der Körper in der Werbung: Überlegungen zu den Sinnbezügen und Formen seiner Inszenierung. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 26, 2, S. 345-372.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): *Philosophische Untersuchungen (1953/1960). Tractatus logico-philosophicus*. Werkausgabe Band 1. Frankfurt a.M.
- Wodak, Ruth (Hg., 1997): *Gender and Discourse*. London, Thousand Oaks, New Dehli.
- Würtz, S./ Eckert, R. (1998): Aspekte modischer Kommunikation. In: Willems, H./ Jurga, M. (Hg.). *Inszenierungsgesellschaft*. Opladen, S. 177-193.
- Wyss, Eva Lia (2000): Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts. In: D. Elmiger/ E. L. Wyss (Hg.): *Sprachliche Gleichstellung von Frau und Mann in der Schweiz. Ein Überblick und neue Perspektiven*. Neuenburg. (= Bulletin VALS/ASLA 72) S. 187-210.
- Wyss, Eva Lia (2002a): Liebesbriefe von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Eine Textsorte im lebenszeitlichen Wandel. In: Häcki-Buhofer, Annelies, et al. (Hg.): *Spracherwerb und Lebensalter. Kolloquium anlässlich des 60. Geburtstags von Harald Burger*. Basel. 13 S. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur)
- Wyss, Eva Lia (2002b): Fragmente einer Sprachgeschichte des Liebesbriefs. Texte des 20. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Sprachgeschichte, Geschichte der Kommunikation und Mediengeschichte. In: Schmitz, Ulrich/ Wyss, Eva Lia (Hg.). *Briefkultur des 20. Jahrhunderts. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 64.
- Wyss, Eva Lia (2002c): Metamorphosen des Liebesbriefs im Internet. Eine korpusgestützte textlinguistische und kommunikationswissenschaftliche

Bestimmung des Liebesbriefs und seiner Pendanten im Internet. In: Höflich, Joachim R. (Hg.). Vermittlungskulturen im Wandel: Brief – E-Mail – SMS.